

No. 11/2010

## **Was ist Reflexivität?**

Manfred Moldaschl



Sokrates, fortwährenden Zweifels für schuldig befunden, trinkt den Schierlingsbecher

Unter den vielen Worten, die ihren Weg aus der Wissenschaft in die (andere) Praxis gemacht haben – Innovation, Selbstorganisation, Emergenz, Evaluation oder eben Reflexivität, ist letzteres wohl noch immer eines der rätselhaftesten. Schillernd mehrdeutig und scheinbar selbstverständlich, bedeutungsgeladen und trivial(isiert), und natürlich passen diese Charakterisierungen nicht zusammen. Ist es für die einen nur eine Variante des Wortes Reflexion, über die nicht weiter zu reflektieren ist, beschreibt es für andere einen riesigen Raum von Eigenschaften des Bewußtseins und der komplexen Welt.

Was ist Reflexivität? Diese Frage wird so oft gestellt, daß es offenbar nicht reicht, sie im Kontext anderer Fragen zu behandeln. Man muß es immer wieder auch exklusiv tun. Warum? Weil das *Wort* ein zu einem gehaltvollen *Begriff* ausgebaut werden und sehr dabei helfen kann, individuelles und soziales Handeln zu verstehen, Lernen und Lernbarrieren, Innovation und Innovations(un)fähigkeit, den Dünkel und die Wissensgesellschaft, den Wolpertinger und ironische Werbung. Teils wird sie auch als Grundkategorie der Sozialwissenschaften verwendet – etwa in der Theorie der Reflexiven Modernisierung. Dort leider ziemlich lax.

Der Sinn dieses Texts ist es nun aber nicht, den Begriff aus dem Theoriehimmel abzuleiten, der Geschichte seiner Erstverwendungen nachzuspüren und ihn *systematisch* zu begründen – also ihn nach allen Regeln der Wissenschaft langweilig zu machen. Das habe ich oft genug getan.<sup>1</sup> Ich möchte hier eher *lebensweltlich* vorgehen: Reflexivität in Beispielen einkreisen und Situationen beschreiben, in denen sie eine Rolle spielt, auch und gerade, wenn sie fehlt oder schwach ausgeprägt ist. Der Text hat keinen üblichen Kapitelaufbau. Er soll eher einer Wanderung gleichen, deren Stationen nur zu Verweiszwecken nummeriert sind. Der Leser kann es daher halten wie beim Pilze Sammeln, bei dem wohl die Wenigsten systematisch ein Koordinatensystem abschreiten. Ein wenig orientiere ich mich dabei an Wittgensteins Philosophischen Untersuchungen. Ferner werde ich den akademischen Zitierreflex etwas dämpfen und v.a. nicht dem Usus folgen, nur Texte der letzten zwei Jahre zitierwürdig zu finden.

## (1) Demokratie

Um gleich mit einem Beispiel für eine Praxis mit schwach ausgeprägter Reflexivität zu beginnen: In Diktaturen gibt es wenig davon. Man darf sich in ihnen vom Geltenden *nicht distanzieren* (also Alternativen für denk-bar halten). Es ist verpönt, verboten oder gar tödlich, bestimmte Zustände, Regeln oder Praktiken in Frage zu stellen, nach ihrer Begründung und Rechtmäßigkeit, ihren Nutznießern und Folgen fragen - und damit auch nach Alternativen. Jedenfalls, soweit das die herrschende Macht und deren ideelle Absicherung betrifft. Weil diese Verbote für Diktaturen aber ihrerseits auch negative Folgen haben - nichtintendierte Effekte wie Lernunfähigkeit und geringe Zustimmung - neigen Diktaturen dazu, sich sukzessiv zu verhärten. In früheren Diktaturen, als sie etwa den Namen „absolute Monarchie“ trugen, hatte man aufgrund dieser Nebenfolgen die Institution eines Hofnarren eingeführt. Er war der Einzige oder einer der Wenigen, die dem König gelegentlich Andeutungen machen durften, daß er sich nur bekleidet wähne; und auch das nur als Infotainment. Moderne Demokratien haben mehr solcher Institutionen, Systeme von Checks & Balances, organisierte Mehrperspektivität. Da auch sie nicht herrschaftsfrei sind, verzichten auch sie nicht auf das

---

<sup>1</sup> Systematische Texte dazu findet man unter <http://www.reflexivitaet.de>

Hofnarrentum. Organisationen, die kleinen Überlebenden der großen Diktaturform, sind zwar selbstreferenziell (s.u.) und damit auf bestätigende Erfahrungen aus; gelegentlich aber suchen auch sie distanzierende Korrektive, soweit sie Herrschaft nicht grundlegend in Frage stellen.

## (2) Reflexivität ≠ Reflexion

Die häufigste Quelle von Mißverständnissen beim Gebrauch des Wortes ist die Verwechslung von Reflexivität und Reflexion. Es bedürfte nicht zweier Worte, wäre das eine mit dem anderen identisch. *Reflexion* ist ein Tun, eine *Tätigkeit*, das Wort ein Tätigkeitswort. Es bezeichnet Denken, Nachdenken, eine distanzierende Bezugnahme. Reflexivität ist eine *Eigenschaft*, ein Merkmal von Strukturen, Prozessen, Systemen. Das Wort kann also auch eine Eigenschaft von Tätigkeiten bezeichnen, z.B. von Denktätigkeiten, Denkprozessen, oder ein Bewußtseinsstatus. Ein Mensch *ist* ein Subjekt, er *hat* eine Subjektivität.

Leider ist das Deutsche in der Verwendung seiner Substantiv-Endungen nicht eindeutig - speziell bei Fremdworten. Innovation ist ein Akt, kann aber auch Prozeß oder ein Ergebnis bezeichnen; Innovativität dürfte hingegen weithin als Eigenschaft verstanden werden. Perfide ist es beim Wortpaar Aktion und Aktivität, weil letzteres ein Tun *und* eine Eigenschaft von Lebewesen bezeichnen kann - oder auch von unbelebten Entitäten (z.B. Geräte, Himmelskörper). Dessen ungeachtet ist aber auch dort, wo die Worte eindeutig bestimmt sind, eine fehlerhafte Verwendung sehr verbreitet. Chronisch etwa die falsche Verwendung des Wortes Motivation als Substanz- *und* als Prozeßbegriff, als Eigenschafts- und als Tätigkeitswort. Sagt man, eine Person *habe* Motivation, so meint man ein Potential, eine Bereitschaft, eine temporäre oder dauerhafte Verfaßtheit (Zustand, Eigenschaft) der Person. Wenn es hingegen im Managementdeutsch heißt, man habe ein Programm zur „Mitarbeiter-Motivation“, so meint man damit in der Regel die *Motivierung* der Untergebenen, also irgendein *Tun*, mit dem man bei den Gegängelten für quasi-freiwillige Handlungsbereitschaft sorgen will. Auch wer von Definition redet, meint oft das Definieren als Tun, nicht dessen Resultat.

Kann man nun Reflexivität mit Nachdenklichkeit übersetzen – verstanden als Eigenschaft oder Bereitschaft einer Person, auf Reflexion zu setzen statt sich von Impulsivität oder Naivität oder anderen Täten leiten zu lassen?

Im Englischen ist das zumindest nicht nötig; dort gibt es das Wort *reflectiveness*, womit das der *reflexivity* für andere inhaltliche Bestimmungen potentiell frei bleibt. Im Spanischen gibt es für Nachdenklichkeit das bemerkenswerte Wort *ensimismamiento*, das man wörtlich mit Selbstbezüglichkeit übersetzen könnte (oder noch wortlicher: In-sich-selbst-heit oder Auf-sich-selbst-Gerichtetheit). Reflexividad als Substantiv ist nicht gebräuchlich (so wenig wie reflexivité im Französischen), aber im Adjektiv *cogitabundo* (nachdenklich, grübelnd) äußert sich eine interessante Bewertung: wörtlich übersetzt bezeichnet es ein Übermaß an Kognition. Das Italienische hingegen würde es genau im obigen Sinn übersetzen, als Neigung zum Nachdenken: *riflessività*.

### *Kasten 1: Romanische Erkundungen*

Der Bedeutung im Italienischen entspricht der alltägliche deutsche Sprachgebrauch. Mit dem wissenschaftlichen stimmt er meist nicht überein - nur manchmal eben, weil auch Wissenschaftler nicht alle Worte, die sie gebrauchen, in definierter Weise gebrauchen: als *Begriffe*. Wo sie keine explizierten Kategorien verwenden, bedienen sie auch sie sich der Alltagsspra-

che. In diese sind ihrerseits wissenschaftlich geprägte Begriffe wie Reflexivität eingesickert, wobei sie aber ihrer Abgrenzungen (De-Finitionen) verlieren. Ein rekursiver Prozeß.

Aha!

In der *Funktionalanalysis* ist Reflexivität eine Eigenschaft von normierten (Vektor-)Räumen. Jeder reflexive normierte Raum ist ein Banachraum, denn er ist nach Definition isomorph zum vollständigen Bidualraum. In reflexiven Banachräumen ist die abgeschlossene Einheitskugel (allgemeiner jede beschränkte, abgeschlossene und konvexe Teilmenge) schwach kompakt, d.h. kompakt bzgl. der schwachen Topologie (dies folgt direkt aus dem Satz von Banach-Alaoglu über die schwach-Kompaktheit der Einheitskugel des Bidualraum eines reflexiven Banachraums). Insbesondere besitzt jede beschränkte Folge eine schwach konvergente Teilfolge.“ Quelle: Wikipedia

*Kasten 2: Definition von Reflexivität in einem Teilgebiet der Mathematik<sup>2</sup>*

Auch wenn die mathematische Definition in *Kasten 2* auf eine *Eigenschaft* abstellt, zeigt sie doch, daß wir auch in diesem Beitrag keine fachübergreifend eindeutige Definition werden finden können. Wie steht es mit einer sozialwissenschaftlichen? Der Psychometriker und Kreativitätsforscher Robert J. Sternberg etwa verwendet *reflexivity* und *reflectiveness* synonym als Antonyme von *impulsiveness* (1984: 319); der Wissenschaftsforscher David Bloor (1976) fordert unter dem Begriff „Reflexivität“ die Selbstanwendung sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse auf den Erkenntnisprozeß; der Soziologe Ulrich Beck (z.B. 1986) bezeichnet damit Rückwirkungen sozialer Prozesse auf sich selbst, auch wenn das von den Handelnden nicht verstanden (reflektiert) wird; und so fort. Immerhin sind damit schon relevante Bedeutungen genannt, die unten noch greifbarer werden.

### **(3) Dezentrierung - Andere (und sich selbst) verstehen**

Die Möglichkeit und/oder Fähigkeit, von der eigenen, ego-zentrischen Perspektive ab-zu-sehen, ist für mich das fundamentale Element von Reflexivität. Es bedeutet, die eigene Perspektive auf die Welt, als eine zu sehen, die sich notwendig aus einem definierten Standort ergibt. Als körperliches Wesen kann man nie ohne einen Ort, nie ortlos sein. Das impliziert, von der Möglichkeit anderer Standorte zu wissen, aus denen sich eine andere Perspektive auf den Gegenstand ergibt. In einer sehr „nuklearen“ Form ist das schon beim erwachenden Bewußtsein des Kindes der Fall, wenn es (wie es Jean Piaget beschrieb), mit etwa vier Jahren ein Bewußtsein von *sich selbst* erlangt, als einem von anderen Lebewesen Verschiedenen. Eine qualitative höhere Stufe wird im Erwachsenenalter erreicht, wenn dieses Bewusstsein sich selbst erkennt, Einsicht in seine eigene Bedingtheit, die Relativität seiner Koordinaten (*co-nnaissance de la conaissance*, Morin 1986). Das wird aber nicht von allen Erwachsenen im selben Maß erreicht, und von einigen gar nicht (*Kasten 3*).

Ein Taxler in Wien kennt das genannte Ziel nicht, fragt sich von Kollege zu Kollege durch, erfolglos: „Lauter Trottl'n, ois Auslender, de kennan sich überhaupt ned aus!“

*Kasten 3: Begrenzte Reflexivität (kein Witz, selbst erlebt)*

---

<sup>2</sup> Es könnte sich aber auch um eine Verpackungsanweisung einer deutschen Behörde handeln.

Will man einen anderen Menschen verstehen, muß man ebenfalls *dezentrieren*, vom eigenen *Standpunkt* wegtreten, um die *Perspektive* des Anderen einnehmen zu können. Will man das vom Anderen gestisch, mimisch oder sprachlich Ausgedrückte *interpretieren*, muß man sich „auf ihn einlassen“, sich „in ihn hineinversetzen“, besprochene Erfahrungen oder irgendeinen anderen behandelten Gegenstand „durch seine Augen“ zu sehen versuchen. Das ist die üblichste reflexive Leistung, die man im Alltag bringen muß, will man nicht scheitern. Wir wissen aber nicht nur, daß Menschen in äußerst unterschiedlichem Maß hierfür begabt sind – begabt im sozialisatorischen, nicht biologischen Sinn, sondern auch, daß die Fähigkeit nicht immer wohlwollend genutzt wird: Man muß *Potential* und *Gebrauch* auseinander halten. Der einfühlsame Betrüger wird seine Opfer effektiver zum gewünschten Verhalten bringen. Offenkundig wird die Fähigkeit auch situativ aktualisiert: der einfühlsame Familienvater kann ein übler Ausländerfeind, soziale Intelligenz bzw. Dummheit kann sehr segmentiert sein.<sup>3</sup>

Mit Fragen der Perspektivübernahme und ihrem Verhältnis zur Identität haben sich u.a. Irving Goffman (1959) und der Symbolische Interaktionismus beschäftigt, aus Sicht der Psychologie insbesondere nicht-behavioristische und nicht-kognitivistische Richtungen, wie Jean Piaget oder, auf ihm aufbauend, Lawrence Kohlberg. Fast unbekannt blieben leider die Arbeiten von Arne Raeithel (z.B. 1998), der Piagets Analysen zur Dezentrierung als einer höheren Stufe kognitiver Fähigkeiten weiterdachte und mit der (aus seiner Sicht notwendigen) „Rezentrierung“ ein noch kaum erschlossenes Forschungsfeld eröffnete.

Die Geschichte menschlicher Erkenntnis ist eine Geschichte der Dezentrierungen - manche empfinden sie als eine Geschichte der Kränkungen. Der „urzentrierte“ Mensch wähnte sich im Mittelpunkt der Welt, bis er verdauen mußte, daß er nicht auf einer Scheibe lebt, und damit nicht *innerhalb* eines Randes. Astronomen erklärten ihm, daß er auf einer Kugel wohnt, diese zudem ihrerseits um ein anderes Zentrum kreist. Er mußte hinnehmen, daß sich nicht alles Himmlische um ihn dreht (in der Ontogenese wiederholt sich das, und mancher kommt nie drüber hinaus), sondern er sich um seine - ziemlich gewöhnliche - Sonne. Bald sollte er glauben, daß er *in* einer Scheibe lebt, in deren schmutzigen Randbezirken, als Bewohner abgelegener galaktischer Suburbs einer recht durchschnittlichen Galaxie, die sich wiederum von einem Zentrum entfernt. Seit einigen Jahren schließlich postulieren kosmologische Modelle (z.B. von Andrej Linde), unser sei Universum nur eines von vielen permanent entstehenden.

#### *Kasten 4: Kosmologie: Eine Geschichte der Kränkungen?*

Immerhin: nicht alle empfinden die Kopernikanische, die Darwinsche Wende und andere Dezentrierungen als Kränkung. Manche erfahren sie als Erweiterung des Möglichkeitsraums, als unbedrohliche Entgrenzung. Meine These ist, dass das eher bei (ausgeprägt) reflexiven Personen der Fall ist, und dass sie es auch eher als Befreiung empfinden, wenn ihre Vorurteile widerlegt werden, statt darauf mit Ärger und Abwehr zu reagieren. Das ist eine spannende Frage der Kompetenz- und der Innovationsforschung, der wir seit Kurzem in einem Forschungsprojekt nachgehen. Welche Rolle spielen die „Reflexiveren“ beim Schaffen und Verbreiten neuer Ideen? Und wie wurden sie so?

---

<sup>3</sup> Insofern ist *Empathie* nur eine *mögliche* Rettung, wenn sie das intellektuelle Vermögen der Dezentrierung zur Humanität als Haltung komplettiert. Es gibt aber keine Sicherheit, daß Mitgefühl und Mitleid ein Subjekt daran hindern, dies selbst wieder in den Dienst eigener Zwecke zu stellen, zu instrumentalisieren.

#### (4) Perspektivität

Man könnte sie die Anerkennung des Beobachterstandpunkts nennen, oder besser, die Anerkennung der Unmöglichkeit, anders als von einem Beobachterstandpunkt auf die Welt zu blicken: Perspektivität. Zu jedem natürlichen, sozialen, kulturellen Gegenstand der Welt gibt es in der Regel mehr als eine richtige Möglichkeit der Beschreibung. Perspektivität ist eine Möglichkeit und eine Leistung, die sich aus individuellen und gesellschaftlichen Potenzialen der Dezentrierung ergibt. *Pluralismus* ist die Anerkennung von Perspektivität und als solche auch die Grundlage der Demokratie als Gesellschafts- und Staatsform. Das heißt freilich nicht, daß das Prinzip hier immer und überall Anwendung fände.

Das Sehen als ein perspektivisches zu sehen, ein bedingtes, ist selbst eine kulturelle Leistung. Man sieht das etwa an der Einführung der Zentralperspektive in der Malerei „am Vorabend der wissenschaftlichen Revolution“, wie es Samuel Edgerton (2004) formuliert; oder wie er es früher und genauer klassifizierte: als „rediscovery“ (Edgerton 1975) in der Renaissance. Auch Gottfried Boehm (1969) und Leonhard Schmeiser (2002) bringen die „Erfindung“ der Zentralperspektive mit der Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft und des wissenschaftlichen Weltbildes in Verbindung. Sie beinhaltet eine fundamentale *Relationierung* des Beobachters gegenüber dem Raum (*Bild 1*). Die Zentrierung der Perspektive auf einen Fluchtpunkt dezentriert den Beobachter und kündigt davon, daß andere Fluchtpunkte möglich sind.

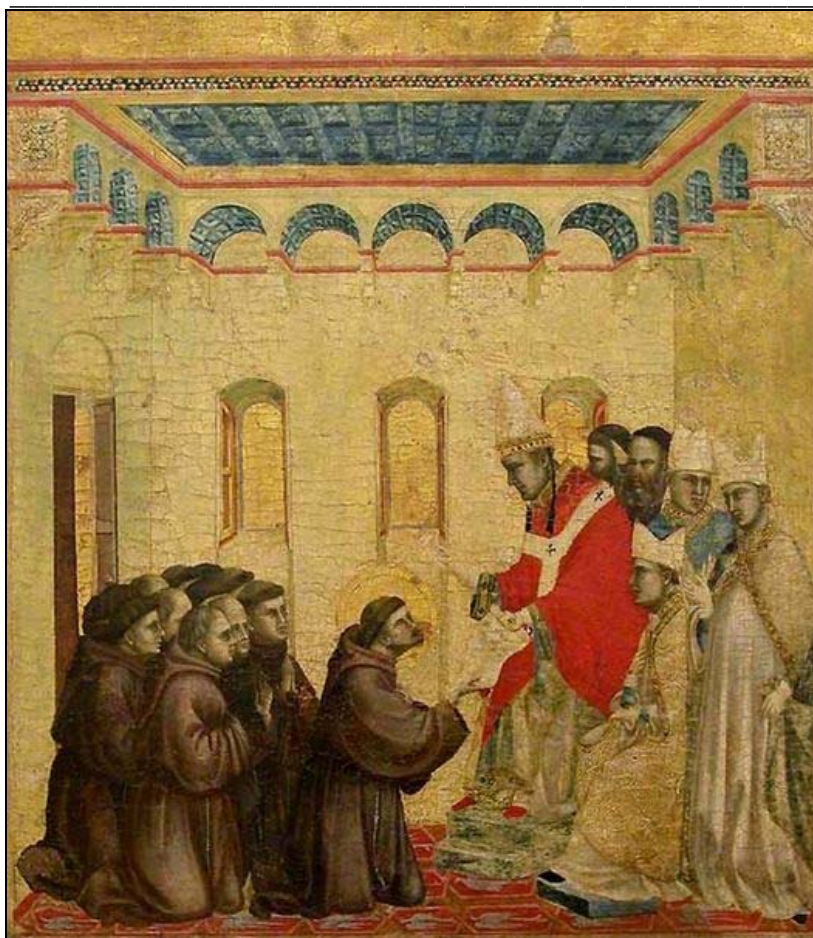


Bild 1: Zentralperspektive – Giotto di Bondone: Predella (um 1300)<sup>4</sup>

<sup>4</sup> Quelle: [http://cartelen.louvre.fr/cartelen/visite?srv=car\\_not\\_frame&idNotice=1204](http://cartelen.louvre.fr/cartelen/visite?srv=car_not_frame&idNotice=1204)

Daß die methodische Einführung der Beobachterperspektive und der dritten Dimension in die vom Flachbild geprägten Wahrnehmungsweisen zusammenfallen mit dem Aufbruch europäischer Gesellschaften (vor allem der italienischen)<sup>5</sup> aus dem Mittelalter in die Moderne, ist kein historischer Zufall; insofern ist „Zusammenfallen“ bzw. Koinzidenz auch nicht der angemessene Begriff. Im Florenz der Renaissance florierten Handel und Handwerk, Reisetätigkeit und internationale Arbeitsteilung ließen den Wohlstand von Kaufleuten, Handwerkern und Beamten wachsen, was ihnen einen von Kirche und Feudalherren unabhängigeren Lebensstil ermöglichte. Die absolute Herrschaft der Kirche und des von ihr vorgegebenen, nicht hinterfragbaren göttlichen Weltbildes wurde zurückgedrängt. Es entstand Raum für Individualität, für eine eigene, interessengeleitete Interpretation der Welt. Weiter methodisiert wurde die „Konzeptabhängigkeit“ der Wahrnehmung in der Malerei mit dem „Vexierbild“ (*Bild 2*), mit dem zu diesem Zweck später auch die Gestaltpsychologie arbeiten sollte.

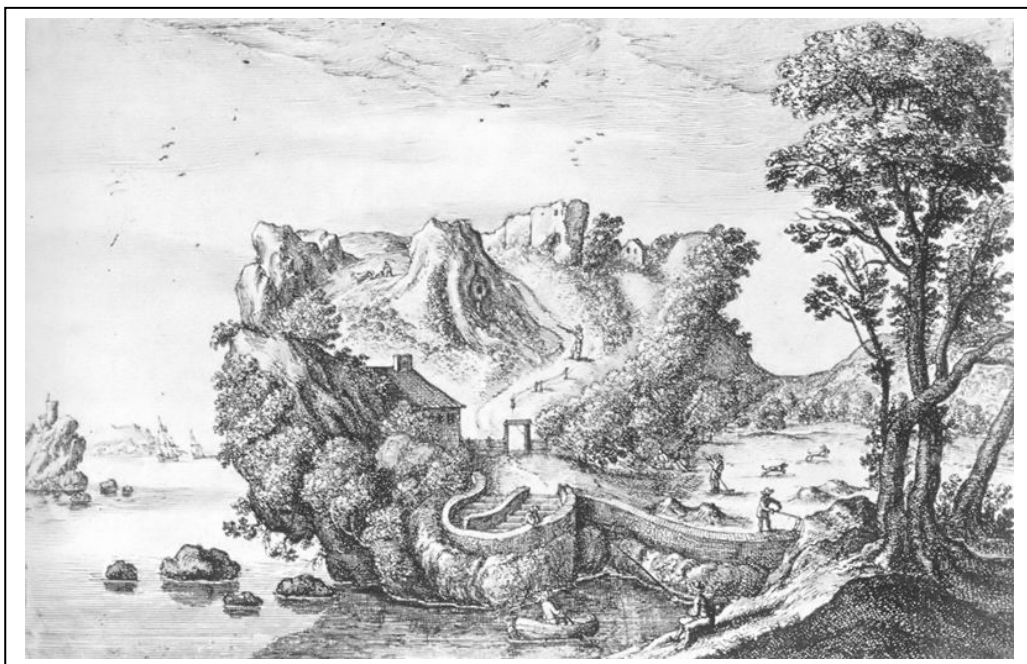


Bild 2: Vexierbild - Wenzel Hollar, 1607-1677 (Quelle: Philippovich 1966: 23)

Das ist natürlich sehr verkürzt und beantwortet auch nicht die Frage, warum es so lange gedauert hat, bis die Beobachterabhängigkeit systematisch einging in die Art und Weise, wie sich Menschen, Gruppen, Gesellschaften mittels wissenschaftlicher Methoden ein Bild von der Welt machen (bzw. wie sie über diese Zugänge denken). Ferner kranken die meisten modernisierungstheoretischen Darstellungen der neuen geistigen Möglichkeiten daran, daß sie sie für universell erklären, was sie nur als abstrakte Möglichkeit sind.<sup>6</sup> Konkret muß Perspektivität von jedem Subjekt, jedem Kollektiv (auch in der Wissenschaft) und jeder Gesellschaft in praktisch jedem Handlungsfeld *immer neu angeeignet* werden, und dagegen gibt es sowohl emotionale und kognitive Barrieren wie auch auf Herrschaftsinteressen beruhende.

<sup>5</sup> weshalb man die Epoche nach dem italienischen *rinascimento* benennt, der Neuaneignung von Wissen aus dem griechischen und dem arabischen Kulturraum.

<sup>6</sup> So meint der Soziologe Anthony Giddens (z.B. 1991, 1996), Reflexivität sei ein konstitutives Element *aller* gegenwärtigen Einrichtungen und Praktiken. Es herrsche ein *radical doubt*, die Annahme, alles Wissen sei vorläufig, unsicher und begrenzt. Der Glückliche scheint der Armada der Selbstgewissen in der Wissenschaft, der von ihm beratenen Politik und dem ganzen Rest höchst erfolgreich entgangen zu sein.

## (5) Selbstbeobachtung

Wird man sich des eigenen Standpunkts nicht nur bewußt, sondern versucht, dessen Folgen für die eigene Wahrnehmung und Weltdeutung zu erkunden, dann wird Selbstbeobachtung hierfür zur methodischen Grundlage. Sie setzt die Fähigkeit zur Dezentrierung voraus.



*Bild 3: Sich selbst beobachten*

Moderne Gesellschaften und Organisationen tun das exzessiv: sie richten Gutachter-, Berater<sup>o</sup>-, Aufsichts- und Kontrollgremien ein, fertigen z.B. allerlei Statistiken über sich an, entwickeln und installieren immer neue Verfahren der Evaluierung ihrer eigenen Praktiken und Handlungsergebnisse. Verfahren wie Controlling, Rating, Ranking, Benchmarking etc., alle Arten von Audits, deren Wuchern Michael Power (1994) als Audit-Explosion bezeichnet hat, und deren Ergebnis als Audit-Society (1997). Im günstigen Fall lernen sie dabei nicht nur etwas über die Folgen ihres Handelns (also etwas über die Welt), sondern auch etwas über *sich selbst*, die Mechanismen ihrer Wahrnehmung (bzw. über die *Differenz* zwischen Weltbild und Welt, vgl. *Kasten 5*). Selbst, wenn letzteres intendiert ist – also Lernen, nicht nur Kontrolle (die wenigsten solcher Verfahren sind darauf angelegt) – man sollte es auch dann nicht überschätzen (dazu ausführlich Moldaschl 2011).

Kinder lachen in Deutschland durchschnittlich 400 mal,  
Erwachsene 15 mal.

92% der Autofahrer halten sich für überdurchschnittlich  
gute Fahrer.

Über 90 Prozenten aller Menschen sind nach eigenen  
Angaben hilfsbereit, aber alle glauben, dass nur etwa 20  
Prozent ihrer Mitbürger das auch seien.

*Kasten 5: Ergebnisse organisierter Selbstbeobachtung*



## (6) Selbstkritik

Gegen Angriffe kann man sich verteidigen; gegen Lob ist man machtlos, hatte Sigmund Freud einmal bemerkt. Vielleicht ist Selbstkritik auch deshalb unbeliebt, weil sie die Möglichkeit der Abwehr eben nicht bietet, vielmehr das Aufgeben von Abwehr voraussetzt. Eine Person, die nicht dezentriert, nicht zu sich selbst ins Verhältnis treten kann, ist nicht nur im obigen Sinn unfähig zur Kommunikation, sondern zwangsläufig bar jeder Möglichkeit der Selbstkritik. Und damit auch des Lernens. Sie verharrt, soweit es um Erwachsene geht, auf jener Stufe des Egozentrismus, die Piaget als frühe Phase der kindlichen Intelligenzentwicklung beschreibt (u.a. in Piaget, Inhelder 1982). Insofern haben Diktaturen im Sinn unserer Eingangspassage immer auch etwas Infantiles, wie ihre Scheinriesen, deren obligatorischen Größenszenierungen davon groteskes (burlescones) Zeugnis ablegen. Sie und ihre Systeme können Kritik und Selbstkritik abwehren - dank ihrer auf Gewalt beruhenden Macht; so wie analysierte es vor fünfzig Jahren der Politikwissenschaftler Karl W. Deutsch (*Kasten 6*).

Power is ...  
“to afford not to learn”  
“the ability to talk instead of listen”  
“the ability [of organizations] to impose extrapolations or projections of their *inner structure* upon their environment”  
“the priority of output over intake”  
“such power becomes blind, and the person or organization becomes insensitive to the present, and is driven, like a bullet or torpedo, wholly by its past.”  
“Will and power may easily lead to self-destructive learning, for they may imply the overvaluation of the past against the present and the future, the overvaluation of the experiences acquired in a limited environment against the vastness of the universe around us; and the overvaluation of the present expectations against all possibilities of surprise, discovery and change”.  
Karl W. Deutsch (1963: 111, 248)<sup>7</sup>

### *Kasten 6: Macht als Substitut für Selbstkritik und Lernen*

Das könnte man auch zur Aussage zuspitzen, daß jedem Lernen auch ein Potential der Selbstkritik innewohnt – wie gering auch immer. Wie es manch tiefschürfender Deuter von Innovationsbarrieren auch der Innovation zuschreibt: sie enthält stets ein Moment des Infragestellens von Bisherigem. Piaget (z.B. 1967) beschreibt Phasen der „Akkommodation“ im Lernprozeß als Umbrüche im Gewußten, weil und insoweit das neue Wissen eben nicht mehr bruchlos dem bisherigen assimiliert werden kann. Die *scientific revolutions*, anhand deren Beobachtung Thomas Kuhn (1967) seine Wissenschaftssoziologie entwickelte, könnte man mit Piaget auch als Akkommodationen eines kollektiven Wissens beschreiben.

---

<sup>7</sup> Einige der Arbeiten von Karl W. Deutsch, z.B. das hier zitierte *The Nerves of Government* oder das ein Jahr später erschienene *World Handbook of Political and Social Indicators*, verfolgten mit Blick auf Staat und Regierung ein ähnliches Vorhaben wie wir mit dem Ansatz der Institutionellen Reflexivität, nämlich den Grad Lernfähigkeit sozialer Aggregate anhand hierfür geeigneter Einrichtungen der Praxis zu erfassen.

Wenn Perspektivität mithin also eine nicht zu beseitigende Ausschnitthaftigkeit der Weltwahrnehmung und Welterfahrung beschreibt, so ist Reflexivität das Bewußtsein hiervon. Versteht man Selbstbeobachtung als eine Methode, dieses Bewußtsein zu entwickeln, so kann man Selbstkritik als eine ihrer Anwendungsformen betrachten. Die Fähigkeit zur Dezentrierung auf diese Weise anzuwenden, ist freilich nur ein Potenzial. So, wie es entwickelte und restriktive Verfassungen von Gesellschaften gibt, gibt es auch solche des Bewußtseins, oder allgemeiner, der Subjektivität – sokratische und autokratische Charaktere (zugegeben, ein Wortspiel). Die Frage, worauf die Fähigkeit und Bereitschaft zur Selbstkritik beruht, situativ und dauerhaft, ist eine für moderne Gesellschaften zentrale, personell und institutionell. Ferner sollte man dies nicht moralisch deuten. Eine reflexive Haltung verhält sich zwar zum Glauben an den wahren Glauben (und jeden anderen Fundamentalismus) zwar wie der Humor von Chaplin zum Humor des von ihm dargestellten Hitler. Doch ob das *Potenzial* zur Reflexivität *gebraucht* wird zur Verteidigung von Toleranz, oder beispielsweise dazu, je nach Opportunität mal die eine, mal die andere Glaubensrichtung gegen die jeweils andere aufzuhetzen, das ist in der Befähigung selbst weder an- noch festgelegt.

### **(7) Selbst-Kritische Theorie**

Nach tausenden von Jahren, in denen eine nach der anderen Theorie widerlegt und verworfen, relativiert oder kontextualisiert wurde, ist die Wissenschaft als wichtige Produktionsstätte von Theorie zunehmend – aber keineswegs generell – selbstkritisch geworden. In der Wissenschaftsphilosophie wurden selbst Theorien zur Funktionsweise und der Wissenschaft und den Grenzen ihrer Erkenntnisfähigkeit entwickelt, wovon der „kritische Rationalismus“ Poppers diejenige ist, auf die sich heute die meisten Wissenschaftler berufen.<sup>8</sup> Das allerdings in etwa mit derselben Verbindlichkeit, mit denen sich Unternehmen auf ihre Unternehmensgrundsätze berufen und politische Interessengruppen auf das Gemeinwohl. Neuere Entwicklungen der Wissenschaftsforschung werden ohnehin nur in kleinen Zirkeln diskutiert.

Vor allem in den Sozial- und Geisteswissenschaften wurde die Vorstellung, Wissenschaft bilde die Welt ab (epistemologischer Fundamentalismus, Positivismus) partiell abgelöst durch den ‚linguistic turn‘ (Bergmann 1954) bzw. die ‚konstruktivistische Wende‘ (z.B. Berger, Luckmann 1966; Piaget 1967, Morin 1986). Alle Erkenntnis wird hier beobachterabhängig, und alle Beobachtung begriffsabhängig, also basierend auf konzeptionellen Vorfestlegungen, für die stets Alternativen denkbar sind. Man interessiert sich hier nicht alleine für die Gültigkeit von Antworten auf wissenschaftliche Fragestellungen, sondern auch und besonders dafür, warum Wissenschaftler eines Feldes so fragen (und nicht anders), und warum sie die Befunde so (und nicht anders) interpretieren. Hieraus hat sich auch eine (überwiegend soziologisch geprägte) empirische Wissenschaftsforschung entwickelt, die unter dem Begriff Science and Technology Studies (STS, z.B. Fuller, Collier 2004) firmiert. Methodologisch wurde das Prinzip der Selbst-Kritik unter anderem Eingang in die Aktionsforschung und die Ethnomethodologie – zumindest in ihre Selbstbeschreibungen.

---

<sup>8</sup> Ihm zufolge ist die Welt prinzipiell erkennbar, alle wissenschaftlichen Erkenntnisse aber nur vorläufige Vermutungen, mehr oder weniger gut bewährte Annäherungen an die Wirklichkeit, die daher ständig der Prüfung ausgesetzt werden müssen. Das ist, wie im Falle der Kritik, praktisch äußerst unbeliebt.

Klassische Ethnografie hatte noch den Charakter einer „Taxonomie des Fremden“ und war „so etwas wie eine kollektive Reise um die Welt auf Darwins Beagle mit dem Ziel, exotische Arten zu bestimmen und einzuordnen“ (Giddens 1996: 178). Die Abwesenheit des Autors in herkömmlichen anthropologischen Texten ist Wesensmerkmal des vorherrschenden Wissenschaftsverständnisses, in dem ein vermeintlich neutraler Beobachter dem Objekt der Erkenntnis gegenübertritt. In den Büchern des Ethnologen Nigel Barley wird die Perspektive reflexiv. Er ist der Naive, nicht seine „Forschungsobjekte“, und er erfährt durch sie etwas über die Merkwürdigkeiten seiner eigenen (westlichen, britischen) Kultur. Und die von ihm erforschte Welt ist längst durchdrungen von seiner eigenen – wie sich zeigt, als er von einem Eingeborenen in dessen Hütte eingeladen wird. Es stellt sich heraus, daß ‚der Wilde‘ ein Diplom des MIT für Satellitenkommunikation hat und bewußt entschied ‚im Busch‘ zu leben: „... ich habe die alten Lebensformen erst schätzen gelernt, nachdem ich im Ausland war. Wäre ich in meinem Dorf geblieben, hätte ich mir Amerika als das Himmelreich auf Erden vorgestellt“ (Barley 1989: 141).

### *Kasten 7: Selbstkritische Ethnologie*

#### **(8) Selbstanwendung**

„Die Wissenschaft“ selbst als Objekt zu beobachten, und sie als *eine* Praxis zu bezeichnen, wie ich das eingangs en passant tat, ist eine Selbstanwendung. Wissenschaft als Teil sozialer Praxis zu beschreiben, holt sie vom Sockel, bezweifelt ihr Erkenntnisprivileg, sieht sie als *ebenfalls* bestimmt von unreflektierten Vorannahmen, Vorurteilen, Einstellungen, selektiver Wahrnehmung, Interessen, und so fort. Wie andere Praxis, wenn auch nicht unbedingt *ebenso*; Unterschiede sollen damit nicht eingeebnet werden.

Selbstanwendung ist in der Regel ein *kritisches* Verfahren – Selbst-Kritik ist eine ihrer Optionen. Die Kritische Theorie der Frankfurter Schule verstand sich als Aufklärung über Aufklärung, als Kritik der Prinzipien und Nebenfolgen der mit dem Projekt der Aufklärung verbundenen Durchsetzung instrumenteller Vernunft, rationaler Weltbeherrschung; Enttraditionalisierung.<sup>9</sup> Allerdings bricht sie die rekursive Schleife vorzeitig ab - bei sich selbst. Selbstkritische Theorie würde zu einem Diktum wie „Es gibt nichts Richtiges im Falschen“ wohl nicht kommen. Weil Selbstanwendung ein kritisches Verfahren ist, muß sie meines Erachtens auch als Anforderung an theoretische Arbeit gestellt – und als Qualitätskriterium von Theorie bzw. aller Arten von Modellen (pädagogische, politische etc.) etabliert werden.

“Reflexivity is necessarily at the heart of social studies of science because it is often argued that relativist sociologists are sawing the branch upon which they sit (...). Their arguments in feeding back on themselves nullify their own claims. They are in effect self-contradictory, or at least entangled in a sort of aporia similar to the famous "all Cretans are liars", aporia from which they cannot escape except by indefinite navel-gazing, dangerous solipsism, insanity and probably death.” Bruno Latour (1988: 155)

„Reflexivity is an honest but suicidal requirement.” Mario Bunge (1991:536)

### *Kasten 8: Kosten der Selbstanwendung*

<sup>9</sup> Horkheimer (1988) gründet darauf seine Unterscheidung von „traditioneller“ und kritischer Theorie; letztere zeichnet sich dadurch aus, daß sie die von den traditionellen Theorien nicht gestellte (und nicht stellbare) Frage nach den gesellschaftlichen Bedingungen ihrer eigenen Existenz zum Gegenstand macht.

Selbstanwendung hat selbstredend auch Nachteile. Ihr wichtigster ist, daß sie ihren Anwendern nicht die Gewalt und Gewissheit gibt, im Recht oder zumindest im Besitz sicheren Wissens zu sein (vgl. *Kasten 8, oben*). Sie kann damit in der Regel auch nicht die Gewalt legitimieren, die sich aus einem Befund „So-ist-die-Welt“ ableiten läßt.

Selbstanwendung ist freilich ein viel allgemeineres Verfahren (*Kasten 9* präsentiert eine nichtwissenschaftliche, aber der reflexiven Ethnografie verwandte Selbstanwendung). Kants Kategorischer Imperativ formuliert eine solche kritische Selbstanwendung, und macht damit zugleich klar, warum er damit eine Leitlinie beschreibt, nicht die Praxis. Man stelle sich vor, Führungskräfte würden das, was sie ihren Untergebenen predigen, auch selbst tun. Oder der Vatikan. Meine Entscheidung z.B., nicht nur Texte über die Prekarisierung von Arbeit zu schreiben, sondern auch selbst keine halben Stellen zu vergeben (und zugleich auch noch vollen Einsatz zu fordern, wie das in der akademischen Praxis gängig ist), ist ebenfalls eine Selbstanwendung. Deren Nachteile sind spürbar - in diesem Fall für mich. Die Frage der Begründung von Selbstanwendung ist eine andere. In meinem eigenen Fall ist die Entscheidung wertrational; man könnte aber auch zweckrationale Begründungen finden.<sup>10</sup>

“Daß Herr Messner im letzten Bergdorf am Mount Everest in 4500 Meter Höhe Einwohner getroffen hat, die seit zwei Generationen keinen Europäer mehr gesehen haben, finden wir überhaupt nicht interessant. Wir haben im letzten Bergdorf in der Eifel Menschen getroffen, die seit 17 Generationen keinen Tibetaner mehr gesehen haben.“  
Leserbrief von Magda und Heinrich Riss aus Manderscheid an die FAZ

#### *Kasten 9: Der Eifel-Yeti*

### **(9) Selbstbezüglichkeit**

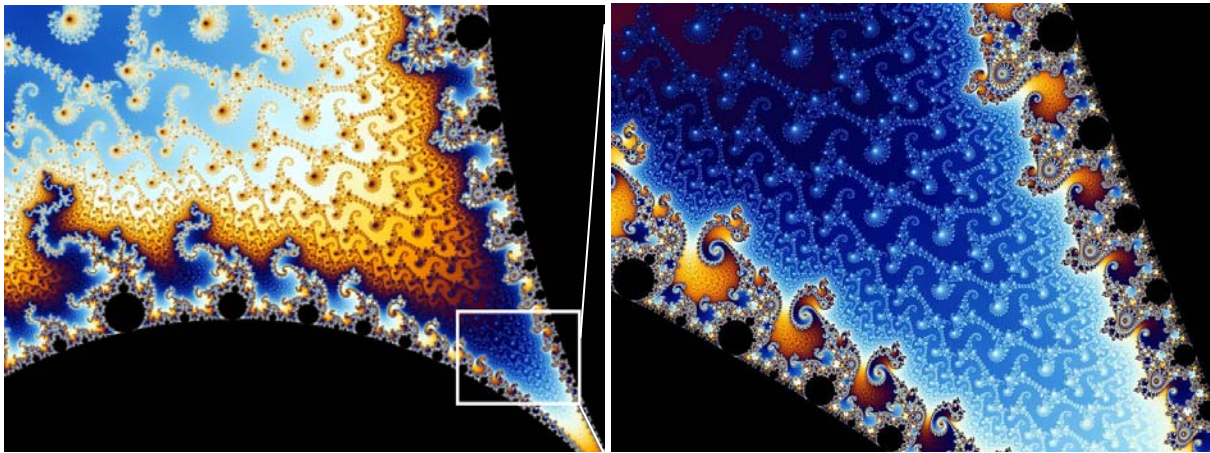
Spät komme ich zu einer Bedeutung, die für viele im Vordergrund steht - quasi „auf Augenhöhe“ konkurrierend mit der Lesart von Nachdenklichkeit. Wie zur letzteren gibt es auch zu dieser gewichtige Einwände. Was zunächst für sie spricht, ist, daß sie in praktisch allen bisherigen Bestimmungen vorkommt. Denn allen geht es um das *sich selbst*, um Selbstverhältnisse: Selbstanwendung, Selbstkritik, Selbstbeobachtung, Dezentrierung von der eigenen Perspektive. Daraus folgere ich nach üblichen Regeln der Begriffsbildung, Selbstbezüglichkeit sei ein grundlegenderer Begriff, ein allgemeineres Prinzip. In Theorien der Selbstorganisation wird sie tatsächlich zum Grundprinzip der Strukturbildung erklärt - unter der Bezeichnung *Rekursivität* (in exemplarisch überschießender Form bei Erich Jantsch 1979). Doch nicht nur die höhere Kategorienebene an sich spricht dagegen, Rekursivität als Synonym für Reflexivität zu verwenden. Wichtiger ist, daß man dann ein Unterscheidungskriterium für belebte und unbelebte Selbstbezüglichkeit verlöre, zumindest eines für Rückkopplungen, an denen ein Bewußtsein beteiligt ist, und solchen, die systemisch, mechanisch, physikalisch, chemisch, technisch oder sonstwie ohne Interpretation und eine darauf bezogene Intervention ablaufen.

<sup>10</sup> etwa: sehr gute Nachwuchswissenschaftler, die wissen, daß sie welche sind, arbeiten nicht für halbes Gehalt. Andererseits ist es mitunter so, daß gerade sie nicht zum Glauben an ihre eigene Größe neigen, insoweit sie eben reflexiver sind als andere. In den Worten von: Das Grundproblem ist, so Bertrand Russell, daß die Dummen so sicher sind - und die Klugen voller Zweifel.

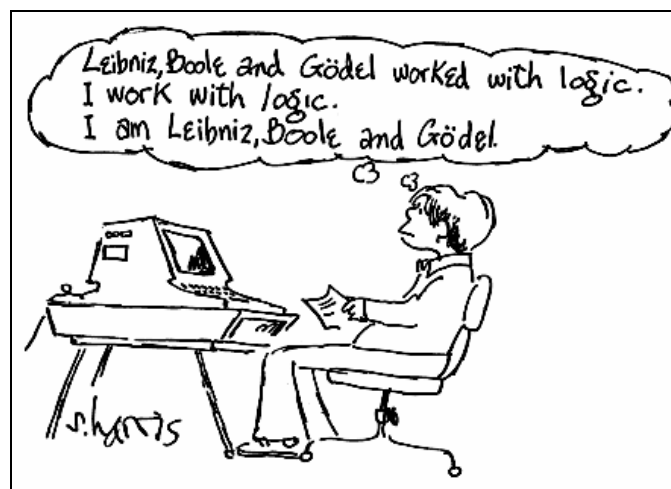
„Als „reflexiver Mechanismus“ wird eine Vorgehensweise bezeichnet, welche „Prozesse ordnet, die auf sich selbst angewandt werden können, bevor sie ihr Sachziel erreichen, z.B. Forschung über Forschung, Eintauschen von Tauschmöglichkeiten, Erziehung von Erziehern“. Fuchs-Heinritz (1998: 425)

*Kasten 10: Übliche Nicht-Unterscheidung von  
Rekursivität und Reflexivität*

Manche Definitionen und viele mathematische Funktionen sind rekursiv (z.B. Fibonacci-Zahlen oder die fraktale Geometrie mit ihren Julia-, Cantor- und Mandelbrotmengen, vgl. *Bild 4 und 5*); auch in Schwärmen kann man solches beobachten (*Bild 6*); die Grammatik ist ein rekursives, im Sinne von Chomsky (1957) generatives System, das es ermöglicht, im Rekurs auf eine begrenzte Menge von Regeln unendlich viele sinnvolle Sätze zu bilden. Dies gilt auch für Programmiersprachen und Software (Sprunganweisungen, die vom Ergebnis vorangegangener Operationen abhängen, Prozeduren, die sich selbst aufrufen, Heterarchie); bestimmte chemische Reaktionen (z.B. autokatalytische); die ganze Evolution ist ein rekursiver Prozeß – zwar auf Basis des Lebendigen, aber systemisch, ohne Intention und Ziel.



*Bild 4: Rekursive Selbstähnlichkeit - Mandelbrotmenge<sup>11</sup>*



*Bild 5: Rekursive Definition (Sidney Harris)*

<sup>11</sup> Quelle: [http://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Mandelbrot\\_sets](http://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Mandelbrot_sets); solche Bilder entstehen durch grafische Darstellung der Ergebnisse rekursiver Gleichungen. Zur Rekursivität von Software und Programmierung vgl. bes. Hofstadter 1989.



*Bild 6: Rekursive Baikalenten (Meta-Ente)*

Was zur uneinheitlichen Begriffsverwendung beiträgt, sind nicht nur die verschiedenen disziplinären Kontexte (in der Grammatik etwa sind „reflexive Verben“ solche, in denen sich das Subjekt zugleich das Objekt ist, sich also auf sich selbst bezieht: *sich* waschen, *lavarse* in Spanischen). Es sind besonders jene Überschneidungszonen, in denen zwar intentionales Handeln und Interpretationen beteiligt, die rekursiven Effekte der Interaktion aber emergent sind, von niemandem beabsichtigt (vgl. *Kasten 11*). Sie wirken als neue Bedingungen auf das Handeln ein, auch wenn sie im Bewußtsein der Akteure nicht als Effekte des eigenen Handelns erkannt werden (erst dann würde ich von Reflexivität sprechen). Das bekannteste Beispiel hierfür ist sicherlich Adam Smiths ordnende Hand des Marktes.

Moores Law: „Das Schrumpfen der Transistoren ist für die Halbleiterindustrie in ihrer heutigen Form überlebenswichtig: Die Mooresche Vorhersage ist die Butter auf unserem Brot. Wir müssen versuchen, sie so lange wie möglich zu erfüllen.“  
Intel-Sprecher Martin Strobel, 2010

Griechenlandkrise 2010: „Von Stunde zu Stunde wächst der Druck auf die Gemeinschaftswährung. Nachdem die Marke von 1,30 Dollar gefallen ist, wächst die Beklemmung. Hier verläuft ein langfristiger Aufwärtstrend, den die Gemeinschaftswährung seit 2002 etabliert hat. Wird er durchbrochen, könnte der Kurs rasch noch tiefer sinken, weil am Devisenmarkt viele Manager ein Auge auf solche charttechnischen Marken haben.“  
Financial Times Deutschland, November 2010

Als „Theorie der Reflexivität“ bezeichnet George Soros (1994) seine Analyse der Rückwirkungen von Finanztransaktion auf die Fakten, auf die zu reagieren sie vorgeben. Er zeigt, wie sich Akteure diese Wechselwirkungen auch bewußt und strategisch zunutze machen. Mit „Alchemie“ bezeichnet er diese Verschränktheit von Akteur und System, Strategie und Emergenz, die es eben nicht erlaubt, finanzielle Transaktionen wie wissenschaftliche Experimente zu betrachten, die ihren Gegenstand lediglich analysieren und ihn nicht schon mit konstituieren.

*Kasten 11: Übergangszonen von Rekursivität und Reflexivität*

Evolutionäre Gesellschaftstheorien sehen in emergenten Effekten, also nicht-intendierten Handlungsfolgen und ihrer Interaktion mit autochthonen Prozessen (z.B. dem Wettergeschehen) die Unvorhersehbarkeit der Entwicklung begründet. Aus dieser Sicht fällt es nicht leicht, das, was Ulrich Beck (1996) für das Kennzeichen einer neuen Stufe gesellschaftlicher Entwicklung hält und mit Giddens *reflexive Modernisierung* bzw. das „Überhandnehmen“ von *Nebenfolgen* nennt (vgl. *Kasten 12*), als etwas Neues einstuft.

„Schmeicheln wir uns nicht zu sehr mit unsern menschlichen Siegen über die Natur. Für jeden solchen Sieg rächt sie sich an uns. Jeder hat in erster Linie zwar die Folgen, auf die wir gerechnet, aber in zweiter und dritter Linie hat er ganz andre, unvorhergesehene Wirkungen, die nur zu oft jene ersten Folgen wieder aufheben.“ Friedrich Engels, *Dialektik der Natur* (1882/1962, S. 452f).

*Kasten 12: Wie neu ist die Reflexive Modernisierung?*

Jüngst wurde „Das Buch zur Eigensendung“ beworben. Ein Fundstück, welches unbeabsichtigt erklärt, warum der Wissenschaft und den Medien der Stoff niemals ausgehen wird, trotz immer weiter anschwellender Forschung und ubiquitärer Berichterstattung (vgl. *Kasten 13*). Alle diese Erzeugnisse werden selbst zum Gegenstand von Forschung und Berichterstattung. So wie der Film zum Film (*The making of ...*) und das Merchandising der von ihm konstruierten Fiktionen (*Shrek als Seifenspender*) seinen eigenen Gegenstand rekursiv vervielfacht. Anders als jene Rekursionen, in der Geschichtswissenschaft zum Gegenstand von Wissenschaftsgeschichte (als Disziplin) wird, deren Geschichte wiederum selbst aufgeschrieben wird, kann man das nicht alles umstandslos als zunehmende Reflexivität interpretieren.

„Das Buch zur Eigensendung“  
Der Eiger  
Die Besteigung des Eiger  
Die Sendung zur Eigerbesteigung  
Das Buch zur Eigensendung  
Das Buch über die Eiger-Berichterstattung in den Medien  
Geschichte der Forschung zur Eigerberichterstattung  
etc. ...

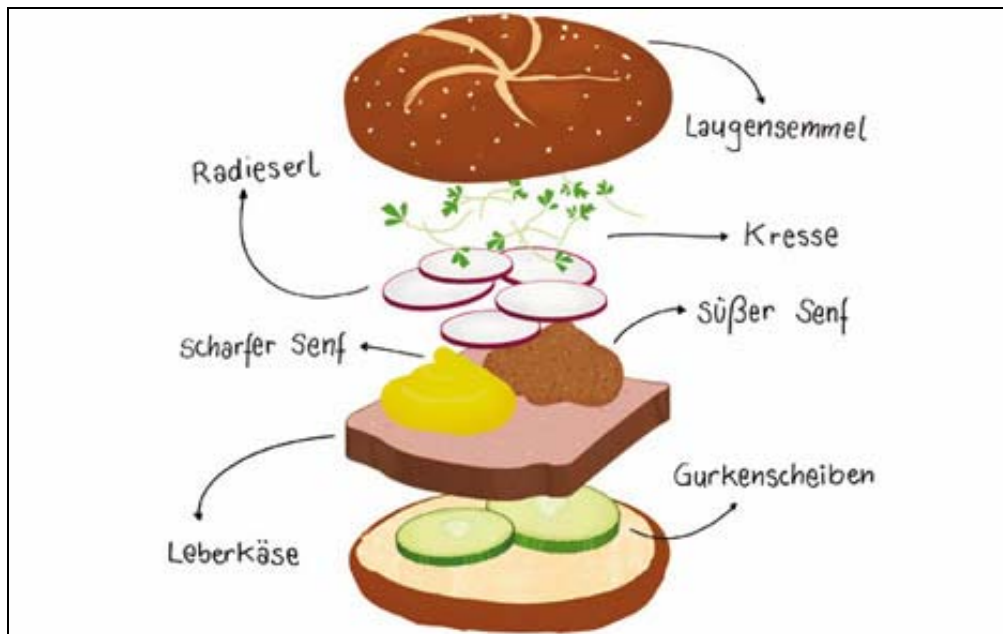
*Kasten 13: Übergangszonen von Rekursivität und Reflexivität*

## **(10) Optionalität**

Dieses Moment der Vervielfältigung wird ebenfalls als Kennzeichen *reflexiver Moderne* bzw. eines darauf hinauslaufenden Modernisierungsprozesses angesehen. In ein qualitativ neues Stadium eintreten soll dieser nach Anthony Giddens (1995) weniger durch seine Nebenfolgen als vielmehr durch zunehmende *Wissensabhängigkeit* aller gesellschaftlichen Prozesse (dazu aber auch schon Beck 1986: 35ff). Insofern ist Giddens vorrangig ein Theoretiker der Wissensgesellschaft, als der er aber nicht wahrgenommen wird.<sup>12</sup> Die Entwicklung der modernen, arbeitsteiligen Gesellschaft habe zu allen früheren fixen Verortungen der Subjekte und fixen

<sup>12</sup> Zur Kontroverse zwischen Vertretern der Theorie reflexiver Modernisierung über die Rolle des Wissens vgl. Beck, Giddens und Lash 1996.

Ordnungen ihrer Praktiken Alternativen geschaffen, zwischen denen nun auf Basis von Wissen *entschieden* werden müsse (auch als „Last der Freiheit“ oder als Multioptionsgesellschaft beklagt (Gross 1994). Das Wesen reflexiver Modernisierung sieht er daher in der „Enttraditionalisierung“ der gesellschaftlichen Praktiken und der individuellen Lebensführung, und im Entscheidenmüssen das Wesen der reflexiven Moderne (vgl. *Bild 7*). Reflexivität wird damit wesentlich kognitiv bestimmt, über Reflexion.



*Bild 7: „Vinzenz Murr bietet Ihnen jetzt 22 verschiedene Leberkäs-Semmeln!“*

Enttraditionalisierung läßt viele traditionelle Unterscheidungen „durchlässig“ werden, etwa zwischen Realität und Fiktion (Virtualität), Markt und Hierarchie (z.B. Netzwerke), Bürgern und „Ausländern“<sup>13</sup>, Geschlechtern (operative und hormonelle Wandelbarkeit), Gattungen (Biotechnologie, Gentechnologie), Gesundheit und Krankheit, bis hin zu Leben und Tod; etwa wenn entschieden werden muß, ob und ggf. nach wie vielen Jahren das Leben eines hirntoten Menschen durch Abschalten der lebenserhaltenden Apparate beendet werden soll.

Insofern sind Fundstücke wie jene in *Kasten 14* liefern nicht mehr per se Grund zur Erheiterung, sind nicht mehr ungeprüft absurd. Und auch der *Wolpertinger* (*Bild 8*) als Utopie grenzenloser Rekombinierbarkeit wird zur realen Gestaltungsoption der life sciences.

**„Toter Tourist rettet Menschenleben“**  
 Überschrift in der Frankfurter Rundschau vom 13.6.10  
 „In this plant the women are predominantly female“  
 Auskunft eines Managers in einer unserer Fallstudien.

*Kasten 14: Entselbstverständlichung*

<sup>13</sup> Ein intermediärer Status wird zunehmend zur Normalität: Migration und Internationalisierung führen (im Zusammenspiel mit einem darauf reagierenden Recht) zu größeren Bevölkerungsanteilen mit doppelter Staatsbürgerschaft, eingebürgerten Nichtmehrausländern, im jeweiligen Land geborenen „Migranten“ bzw. „Immigranten“ zweiter Generation (Migrationshintergründige?), etc.





*Bild 7: Reflexiver Wolpertinger*

Da nun ein ungerader Beitrag wie dieser nicht ausgerechnet mit Punkt zehn enden kann, erläutere ich hier (natürlich mit ein paar weiteren guten Gründen) abschließend zwei Konzepte, welche die umrissenen Bedeutungen von Reflexivität auf andere grundlegende Begriffe beziehen: Wissen und Regeln.

### **(11) Reflexives Wissen**

Betont man die Verunsicherung, die mit Reflexivität verbunden sein kann, so ist reflexives Wissen ein unsicheres Wissen. Man kann es nicht ohne Reflexion, nicht ohne Kontextualisierung gebrauchen. Betont man das Potential der Kritik, dann ist reflexives Wissen ein Wissen, dem sein „Besitzer“ nicht ausgeliefert ist. Diese auf *Beschränkung* oder *Befreiung* setzenden Deutungsmöglichkeiten von Reflexivität hatte ich schon mehrfach angesprochen.

Reflexives Wissen ist vor allem ein Wissen, das ein Wissen über sich selbst enthält - über seinen Entstehungskontext und damit auch seinen Grenzen.<sup>14</sup> Es macht dabei einen Unterschied, ob man lebendiges, auf Erfahrungen des „Wissensbesitzers“ beruhendes oder *objektiviertes* Wissen betrachtet. Nehmen wir als Beispiel für letzteres die schriftliche Darstellung von Vorgehensweisen einer medizinischen Therapie. Diese Darstellung kann algorithmisch sein, objektivistisch in dem Sinne, daß die Standards selbst nicht begründet, keine näheren Angaben über die Herkunft dieses Heilungswissens gemacht werden (z.B. Art und Alter der

---

<sup>14</sup> Dies ist kein reifizierender Sprachgebrauch, ausgehend von der Annahme, daß nur Subjekte Wissen haben können und alles andere Information sei.

Patienten, an denen es erprobt wurde, regionale und soziale Kontexte), keine über Unsicherheiten in der Wirkung, widersprüchliche Testergebnisse etc.; der Anwender so dargebotenen Wissens kann dessen möglichen Geltungsbereich nicht beurteilen. Er ist diesem Wissen entweder ausgeliefert oder kann andernfalls, wenn er es nicht an eigenen Erfahrungen spiegeln kann, ihm nur unbegründet und richtungslos mißtrauen.<sup>15</sup> Solches oder so dargebotenes Wissen lädt daher zu blinder Anwendung ein. Reflexives Wissen ist nicht um seine Kontextbedingungen und Widersprüche „bereinigt“ und lädt zu einer erprobenden, reflexiven Anwendung ein. Wir könnten als Beispiel auch die Präsentationsformen von Wissen in Lehrbüchern und Lehrveranstaltungen nehmen. Jeder Leser möge selbst beurteilen, in welchem Modus ihm ein anzueignendes Wissen üblicherweise präsentiert wird. Die verdummendste Form, in der man das tun kann, ist meines Erachtens die der „best practice“.

Physiker suchten in ökonomischen Daten nach statistischen Gesetzmäßigkeiten ... Auf die perfekte Anlagestrategie ist Bernd Rosenow, Privatdozent an der Universität Köln und derzeit als Gastwissenschaftler in Harvard, bei seiner Forschung noch nicht gestoßen. Das sei auch nicht sein Ziel, sagt er: "Ich bin Wissenschaftler, mein Ziel sind Publikationen in Wissenschaftszeitschriften."  
Süddeutsche Zeitung, 15.1.08

*Kasten 15: Best Practice - ein Thema selbstreferenzieller Wissenschaft*

Etwas anderes ist es im Falle von subjektivem, auf subjektiver Erfahrung und Verarbeitung beruhendem, inkorporiertem Wissen. Zumindest der Entstehungskontext ist dem „Besitzer“ in der Regel noch präsent (um nicht zu sagen: bewußt). Er kann dann selbst beurteilen, ob ihm der Kontext der erneuten Anwendung hinreichend ähnlich erscheint, oder wo er eine Abweichung in erprobender Weise hinnehmen will. Die Wahrscheinlichkeit auf diesen Wissenstypus „Reinform“ zu stoßen nimmt jedoch eher ab, u.a. mit der Ausweitung formeller Bildungsphasen und der enormen Verbreitung von „tools“ in fast jedem Bereich des professionellen Handelns.

## **(12) Reflexive Regeln**

Beschränken wir uns hier auf Regeln im menschlichen Kontext, und dabei auf gemachte Regeln. Das schließt Regelmäßigkeiten wie die Monatsblutung oder die Mondphasen aus (bzw. natürliche bzw. von den Naturwissenschaften auf der Basis von Beobachtungen formulierte Gesetzmäßigkeiten, oder generell bloße Beobachtungen von Wiederholung). Gemeint sind also Spielregeln, methodische, syntaktische, semantische bzw. Interpretationsregeln und alles das, was als explizite Richtschnur oder Richtlinie des Handelns oder Verhaltens einschließlich des Verstehens gelten kann (generalisierte Erwartungen, Normen, gemachte Gesetze u.ä.).

---

<sup>15</sup> Wir beurteilen aus dieser Sicht u.a. „Managementtools“ wie die Balanced Scorecard oder Wissensbilanzen im Hinblick auf ihren expertokratischen Auftritt bzw. den Grad der Reflexivität, der in ihnen verkörpert ist; Mit anderen Worten: den Geist der Entwickler, der sich in ihnen objektiviert hat (vgl. Moldaschl 2007)

*Rekursive Regeln* sind Anweisungen, die auf sich selbst verweisen, etwa indem sie ihre eigene Anwendung regeln (vgl. *Bild 8*).<sup>16</sup> Was man als „operationale Definition“ bezeichnet, wenn sich jemand darum drücken will, den inhaltlichen Kern einer wissenschaftlichen Disziplin zu bestimmen („Psychologie ist das, was Psychologen tun“), ist zwar läppisch, aber auch ein Beispiel für eine rekursive Definition. Definitionen sind Zuordnungsregeln. Die Behauptung etwa, Soziologie sei eine reflexive Disziplin, weil sie in ihrem Gegenstand enthalten sei, ist falsch, sofern man den Begriffen Rekursivität und Reflexivität zuvor unterschiedliche Bedeutung zugeordnet hat (Beispiele für Regeln einer reflexiven Sozialwissenschaft in *Kasten 16*).



*Bild 8: Bedingte Regeln, die ihre Geltung selbst regeln*

*Reflexive Regeln* sind generalisierte Handlungsanweisungen, die nach ihrem Sinn, ihrer Geltung und/oder ihren eigenen Folgen fragen, die Antwort aber selbst nicht enthalten und diese auch nicht „mechanisch“ generieren können. Es handelt sich also um Regeln, die ihren eigenen Gebrauch (mit) regeln, aber auf der Basis von Wissen, welches von außen zugefügt werden muß; zum Beispiel, in dem es durch Evaluierung generiert wird; oder auf der Grundlage anderer, nicht primär auf Wissen abstellender Bewertungen.

Hauptaufgabe eines Historikers ist es, „zunächst einmal davon auszugehen, dass immer alles anders war als gesagt. Und diese Regel trifft fast immer zu. Die zweite Regel ist, dass alles immer anders ist als gedacht. Diejenigen, die bei mir überhaupt was gelernt haben, haben das hoffentlich mitgenommen: die *professionelle Skepsis*, die das Selbstbewusstsein mit Selbstkritik verbinden kann.“ Reinhart Koselleck (zit. n. FAZ, 22.4.2010)

*Kasten 16: Heuristik einer reflexiven Geschichtswissenschaft*

<sup>16</sup> Ich will die Systematik hier, wie eingangs erklärt, hier nicht zu weit treiben; ansonsten müssten wir genauer unterscheiden zwischen selbstreferenziellen Regeln (die nur auf sich verweisen) und rekursiven Regeln (die [auch] auf anderes verweisen).

Was läge beim Thema Regeln näher als ein Beispiel aus dem Themenfeld des Rechts, in dem moderne Gesellschaften ihre wechselseitigen Anspruchs- und Ausschließungsverhältnisse objektivieren (ohne damit Interpretation erübrigen zu können). Nehmen wir eine Betriebsvereinbarung (ein Vertrag nach deutschem Betriebsverfassungsgesetz zu einer betrieblichen Praktik), die nicht nur den Sachverhalt und ihre Geltungsdauer regelt, sondern auch einen oder mehrere Akte der Evaluation vorsieht, in denen ermittelt wird, wie sich die Regelung hinsichtlich intendierter und intendierter Folgen bewährt. Eine Rechtsverfassung und eine Gesetzgebung, die Dergleichen explizit anstrebt (sich also nicht mit „naturwüchsiger“ Anpassung zufrieden gibt), kann man als *reflexives Recht* bezeichnen (Teubner, z.B. 1982, und *Kasten 17*).<sup>17</sup> Im Unterschied dazu kommt Douglas Hofstadters Beschreibung des Rechts mit Bestimmungen aus, die auch für autonome Softwaresysteme gelten könnte (*Kasten 18*).

„Die von der Bundesregierung geplante Luftverkehrsabgabe soll nach 18 Monaten überprüft werden. In Regierungskreisen hieß es, die geplante Abgabe auf Flüge solle bis zum 30. Juni 2012 einer Evaluierung unterzogen werden. Dabei werde untersucht, wie sich die Zahl der Flüge und damit das Aufkommen aus der Abgabe entwickelt hat. Außerdem sollen die Auswirkungen auf die Fluggesellschaften und die Flughäfen überprüft werden. Dann könnte die Regierung auf mögliche Verlagerungen von Flügen ins Ausland reagieren.“  
Financial Times Deutschland, 31.8.2010

*Kasten 17: Reflexives Recht*

„Legal systems are a rule structure which define how the system itself can be changed. The structure of the rules has levels of priority where those such as constitution taking logical priority over statute and so forth. There is also a political level distinction where the more foundational rules are more difficult to amend. That is, some rules are more mutable than others.“  
Douglas Hofstadter (1996, zit. n. Brown 2008: 3).

*Kasten 18: Recht (nur) als rekursives System*

Die in *Bild 8* wiedergegebene bedingte Regel, die ich oben als rekursiv klassifiziert habe, ist ein Grenzfall; oder besser, ein solcher tritt dann ein, wenn der Brandfall uneindeutig ist und interpretiert werden muß, ob er tatsächlich vorliegt. Von dieser Art sind viele Verkehrsregeln (z.B. „ausreichend Abstand halten“ oder „80 Km/h bei Nässe“). Bedingte Regeln erkennen ihre Bedingtheit, also ihre nicht universelle Gültigkeit an und versuchen damit, realitätsangemessener, situativ flexibler zu werden. Das deutsche Steuerrecht ist hierfür weltweit (nicht

<sup>17</sup> Teils wird auch der Begriff des *prozeduralen Rechts* gebraucht (Wiethölter 1986); eine Idee, die von der Notwendigkeit einer prozeduralen Rationalisierung des Rechts und des Rechtsstaats ausgeht und im reflexiven Recht einen der Modi prozeduralen Rechts sieht, also eine Unterkategorie (vgl. Calliess 1999: 214ff). Willke (2005) hingegen sieht in einer reflexiven Steuerung (in diesem Fall staatlichen Handelns) durch Gesetzgebung einen wegen dessen Begrenztheit zu überwindenden Modus; denn anhand vorliegenden Wissens könnten Folgen rechtlicher Interventionen nicht ausreichend abgeschätzt werden (ist das nicht trivial?). Daß er in einer „kontextuellen Steuerung“ den fortgeschritteneren und einer „Wissensgesellschaft“ angemesseneren Steuerungsmodus sieht, würde ich auf seine enge und wie bei Giddens zentral auf Wissensabhängigkeit abstellende Deutung von Reflexivität zurückführen (dazu auch Teubner, Willke 1984). Viel interessanter sind dagegen Willkes systemtheoretische Folgerungen, wonach die neuen Modi ihrerseits die Umweltblindheiten der Politik (quasi rekursiv) verstärken statt abbauen, sondern könnten, indem sie die Selbstreferenzialität des politischen Systems steigern (Willke 2005: 293). Dieser Gedanke ist auf andere soziale Systeme übertragbar.

nur bei deutschen Steuerpflichtigen) berichtigt. Auch unser Beispiel zeigt, daß die Bedingtheit von Regeln – also die *Regelung von Regel und Ausnahme*, Sinnhaftigkeit nicht garantieren kann. Die Bürokratie ist der Inbegriff eines rationalen und konditionalen Regelsystems, das zur Absurdität tendiert. Die *Regelung der Modifikation von Regeln* versucht sich davon reflexiv zu lösen, wenngleich (siehe oben) ohne Erfolgsgarantie.

Was ist das Paradox des Epimenides? Eine rekursive oder eine reflexive Regel? Wenn Epimenides *als* Kreter die Regel ausgibt, alle Kreter lügen, ist das eine rekursive Aussage mit paradoxem Gehalt. Allerdings nur, wenn man unterstellt, daß alle Kreter *immer* lügen, was aus mir unbekanntem Gründen stets getan wird. Paradoxer ist (neben der alltäglichen politischen Kommunikation, vgl. Bild 9) die Drohung der alten Christenkirche: Wenn Du nicht glaubst, wirst Du in der Hölle getoastet werden.



*Bild 9: Politische Kommunikation*

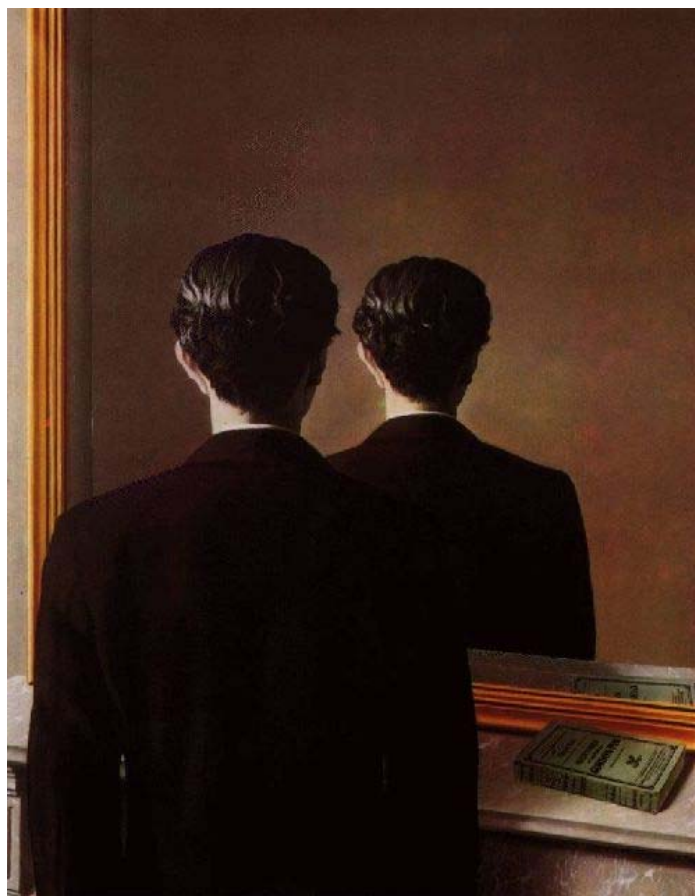
### **Ein Schluß, ein Fazit oder auch nur Punkt 13**

Schließen wir mit einer methodischen Regel, die den Wesenskern von Reflexivität wunderbar trifft: es ist die skeptische, sokratische, erkenntnis- und auch sonst kritische Haltung, die sich gegen prinzipiellen Relativismus dennoch wehrt. Praktisch im Vorgriff auf sie habe ich mich oben einmal einer reifizierenden Sprache bedient, und hoffe, daß dies negativ aufgefallen ist. In der Definition reflexiver Regeln hatte ich diese als Handlungsanweisungen bezeichnet, die nach ihrem Sinn, ihrer eigenen Geltung und/oder ihren eigenen Folgen fragen; ich hatte ihnen also Subjektqualität zugeschrieben. Darüber liest man – von der Häufigkeit dieses Rede- und Denkstils desensibilisiert – leicht hinweg oder verbucht es allenfalls als unsaubere Formulierung, so man denn überhaupt Notiz davon nimmt. Man kann nicht genug davor warnen.

Nun, diese üble Redeweise hatte ich hier verfremdend verwendet. Als explizite Methode unter diesem Namen hat Bertolt Brecht die *Verfremdung*<sup>18</sup> als Stilmittel in die Literatur und das Theater eingeführt. Statt Zuschauer emotional „in den Bann zu schlagen“, den Leser mit dem Geschehen und seinen Personen zu identifizieren, sucht Brecht (z.B. 1940/1963) mit der „neuen Schauspielkunst“, mit Songs, Kommentaren und anderen Unterbrechungen ihn zu *dezentrieren*, in kritische Distanz zu bringen, ihn anzuregen, nach der Gültigkeit der Regeln, der Wünschbarkeit der Verhältnisse zu fragen.

<sup>18</sup> Und nicht, wie es oft heißt, den Verfremdungs- oder V-Effekt. Dieser ist kein Stilmittel, sondern Wirkung.

In der Malerei wird Künstlern wie René Magritte (*Bild 10*) oder M.C. Escher die Intention epistemologischer Aufklärung mit ikonischen Mitteln zugeschrieben (worüber man diskutieren kann). Nicht alles, was Verfremdung absichtlich oder unabsichtlich nutzt, dient diesem Zweck (Bild 9 kann auch als unfreiwillige Verfremdung gedeutet werden). Was Brecht als Methode zur Beförderung von Kapitalismuskritik verstand, haben sich u.a. die Film- und die Werbeindustrie (deren Unterscheidbarkeit selbst abnimmt) angeeignet, doch immerhin meist in ironisierender Form. Etwa wenn sich der Schauspieler plötzlich augenzwinkernd an den Zuschauer wendet – natürlich nur in Komödien. Oder wenn der Werbespot(t) dem milliardenfach belogenen Zuschauer (der davon weiß, wovon der Werber weiß) in ironischer Übersteigerung einen Haargelkäufer zeigt, der sich einer riesigen Schar von Verehrerinnen nur durch Flucht entziehen kann. Ein Werbespot, der ein Auto mit der Aussage anpreist „Das ist kein Auto“, betreibt hingegen - mit einem Paradoxon - nur rekursive Effekthascherei.



*Bild 10: Die Unmöglichkeit der Selbstbeobachtung?  
Die Abweisung von Selbsterkenntnis?<sup>19</sup>*

Enden wir mit einem, der bei Brecht – im Geiste – gelernt hat und im größeren Teil seines Lebens intensive Zwangsdezentrierung erfahren hat. Seine nachfolgende Bemerkung ist als Beispiel und Heuristik einer reflexiven Haltung brauchbar.

*Ich habe immer viel Mühe darauf verwendet, meine eigenen Irrtümer zu formulieren.*

Wolf Biermann

---

<sup>19</sup> René Magritte, *La Reproduction Interdit*, 1937, [http://www.geocities.com/s\\_j\\_darcy/magritte.jpg](http://www.geocities.com/s_j_darcy/magritte.jpg); die auch optische Parallele zu einem Politiker, der sich weigert, in den Spiegel zu sehen, ist hier unbeabsichtigt.

## Literatur

- Barley, N. (1989): Not a hazardous sport. London: Penguin Books.
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft - auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beck, U. (1996): Das Zeitalter der Nebenfolgen und die Politisierung der Moderne. In: U. Beck; A. Giddens; S. Lash: Reflexive Modernisierung. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 19-112.
- Beck, U.; Giddens, A.; Lash, S. (1996): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Berger, P.L.; Luckmann, T. (1966): The social construction of reality. Harmondsworth: Penguin Books.
- Bergmann, G. (1954): The Metaphysics of Logical Positivism. New York: Longmans, Green.
- Bloor, D. (1976): Knowledge and Social Imagery. London: Routledge & Kegan Paul.
- Boehm, G. (1969): Studien zur Perspektivität. Philosophie und Kunst in der frühen Neuzeit. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag.
- Brecht, B. (1963): Kurze Beschreibung einer neuen Technik der Schauspielkunst, die einen Verfremdungseffekt hervorbringt. In: B. Brecht: Schriften zum Theater 3, 1933-1947. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 155-164 [Orig. 1940].
- Brown, J. (2008): Hofstadters Metamagical Themas. <http://www.nhoj.info/library/Hofstadter%20-%20Metamagical%20Themas.pdf>
- Bunge, M. (1991): A Critical Examination of the New Sociology of Science, Part 1. In: Philosophy of the Social Sciences, 21 (4), pp. 524-560.
- Calliess, G.-P. (1999): Prozedurales Recht. Baden Baden: Nomos.
- Chomsky, N. (1957): Syntactic Structures. The Hague: Mouton.
- Deutsch, K.W. (1963): The Nerves of Government: Models of Political Communication and Control. New York: Free Press.
- Deutsch, K.W. (Ed.) (1964): World Handbook of Political and Social Indicators,
- Edgerton, S.Y. (1975): The Renaissance Rediscovery of Linear Perspective. New York: Basic Books.
- Edgerton, S.Y. (2004): Giotto und die Erfindung der dritten Dimension: Malerei und Geometrie am Vorabend der wissenschaftlichen Revolution. München: Wilhelm Fink.
- Engels, F. (1962): Dialektik der Natur. In: K. Marx, F. Engels, Werke Band 20. Berlin: Dietz [Orig. 1882].
- Fuchs-Heinritz u.a. (1998): Lexikon zur Soziologie. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Fuller, S.; Collier, J.H. (2004): Philosophy, rhetoric, and the end of knowledge: The coming of science and technology studies (2nd ed). Mahwah, NJ; London: Lawrence Erlbaum.
- Giddens, A. (1991). Modernity and Self-Identity - Self and Society in the Late Modern Age. Stanford: Stanford University Press.
- Giddens, A. (1995): Konsequenzen der Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Giddens, A. (1996): Leben in einer posttraditionalen Gesellschaft. In: U. Beck; A. Giddens; S. Lash: Reflexive Modernisierung. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 113-194.
- Goffman, E. (1959): The presentation of self in everyday life. Garden City, NY: Doubleday.
- Gross, P. (1994): Die Multioptionengesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hofstadter, D.R. (1989): Gödel, Escher, Bach. Stuttgart : Klett-Cotta.
- Hofstadter, D.R. (1996): Metamagical Themas: Questing for the Essence of Mind and Pattern. New York: Basic Books.
- Horkheimer, M. (1988): Traditionelle und kritische Theorie. Gesammelte Schriften, Band 4, Frankfurt/M.: Fischer.

- Jantsch, E. (1979): Die Selbstorganisation des Universums. Vom Urknall zum menschlichen Geist. München: Hanser.
- Kuhn, T.S. (1967): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Latour, B. (1988): The Politics of Explanation: an Alternative. In S. Woolgar (ed.): Knowledge and Reflexivity, New Frontiers in the Sociology of Knowledge. London: Sage, pp. 155-177.
- Luhmann, N. (1985): Einige Probleme mit reflexivem Recht. In: Zeitschrift für Rechtssoziologie 6, S. 1-18.
- Moldaschl, M. (2007): Veränderungsrhetorik und Wettbewahren. Indikatoren für die Fähigkeit von Organisationen, sich zu erneuern. In: Organisationsentwicklung, 16 (4), S. 34-44.
- Moldaschl, M. (2011): Paradoxien des Messens. In: M. Moldaschl (Hrsg.): Messung und Bewertung immaterielle r Ressourcen. München: Hampp (i.D.).
- Morin, E. (1986): La Méthode, Tome 3, La Connaissance de la connaissance. Paris: Seuil.
- Philippovich, E.V. (1966): Kuriositäten/Antiquitäten. Braunschweig: Klinkhardt & Biermann.
- Piaget, J. (1967): Logique et Connaissance scientifique. Encyclopédie de la Pléiade. Paris: Gallimard.
- Piaget, J.; Inhelder, B. (1982): Von der Logik des Kindes zur Logik des Heranwachsenden. Essay über die Ausformung der formalen operativen Strukturen. Olten: Walter Verlag.
- Power, M. (1994): The Audit Explosion. London: Demos.
- Power, M. (1997): The Audit Society. Rituals of Verification, Oxford: Oxford University Press.
- Raeithel, A. (1998): Selbstorganisation, Kooperation, Zeichenprozeß. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schmeiser, L. (2002): Die Erfindung der Zentralperspektive und die Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft. München: Fink.
- Soros, G. (1994): The Alchemy of Finance. Chichester: Wiley.
- Sternberg, R.J. (Ed.)(1984): Handbook of Human Intelligence. Cambridge etc.: University Press.
- Teubner, G. (1982): Reflexives Recht. Entwicklungsmodelle des Rechts in vergleichender Perspektive, in: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie 68 (1982) 13-59.
- Teubner, G.; Willke, H. (1984): Kontext und Autonomie: Gesellschaftliche Selbststeuerung durch reflexives Recht. Zeitschrift für Rechtssoziologie 5, 4-35.
- Wiethölter, R. (1986): Materialization and Proceduralization in Modern Law. In: G. Teubner (Ed.): Dilemmas of Law in the Welfare State. Berlin, New York: De Gruyter, pp. 221-249.
- Willke, H. (2005): Symbolische Systeme. Weilerswist: Velbrück.
- Wittgenstein, L. (1971): Philosophischen Untersuchungen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.